

Den Herrn im Hause.

Humoristischer Roman von Heinrich Bollrat Schumacher.

Nach dem Essen hatten die jungen Madamen eine Stunde lang Freiheit, zu lesen oder Briefe zu schreiben. Unter Aufsicht natürlich. Sprechen war nicht erlaubt.

Bitte benutzte diese Zeit, um einen Brief zum zweiten, dritten und vierten male zu lesen, welchen sie morgens erhalten hatte. Derselbe lautete:

Hohenbüch, den (?)

Litte, liebe, liebe Litte!

„Ich kann mich auf das Datum absolut nicht besinnen. Denn, Litte, ich bin tief unglücklich. Papa hat mich eingeperrt. Ich darf keine Zimmer verlassen. Ich darf täglich nur eine Stunde lang im Park spazieren gehen: an der Seite, wo Ludwig's nicht wohnt. Und das Badehaus ist schuld an meinem Unglück. Papa hat dort angelegt und ich las Xenophon's . . . ich kann mich auf den Titel nicht besinnen! Er steckte im Badehause! . . .“

„Wer steckte im Badehause?“ fragte sich Litte, wie sie sich heute bereits mehrere male gefragt hatte. „Xenophon? Der Titel? Der . . .“

Kopfschüttelnd fuhr sie fort. „. Werher hatte ich ihn fürchterlich beleidigt. Wegen der Sandorte, weißt du, und wegen unserer Scheidung. Oh! wenn nicht ein Engel mir zur Hilfe kommt, wird er mir nie vergehen!“ (Hier folgten einige runde, wässrige Tropfenlecken.) „Er kann es nicht!“ (Ein Zintentleier.) „Er darf es nicht! Ich habe keine Ehre verlegt!“ (Mehrere Zintentleier.) „Tödtlich!“ (Am letzten Strich des „h“ befand sich ein Riß im Papier und darüber hinweg ein Sprühregen von Zintentropfen.) „Die Feder ist scheinlich! Und es ist nie wieder gut zu machen. Zumal, wo er ein Heft ist. Denn weißt du, was er gethan hat, um mich zu retten? Bis an den Hals ist er ins Wasser gesprungen und kann doch nicht einmal schwimmen! Und ich blinde, ich war immer mühsend auf ihn gewesen, weil er mir so wenig Ritterliches zu haben schien. Nun weiß ich's: Er ist mehr, wie ein Ritter! Sogar mehr, wie ein Graf! Und ich bin gränlich unglücklich. Denn jetzt liebe ich ihn. Von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe! . . .“

Wieder hielt Litte inne. „Sie muß suchthar fromm geworden sein!“ dachte sie. Dann fiel ihr Blick auf den folgenden Satz. Sie nickte, wie beflügelt, vor sich hin und sagte dabei laut: „Na, ja! Drum auch!“

„Hil!“ machte Madame de Regnault liebenswürdig-malitiös. „Das sein nicht erlauben, zu sprechen!“

Litte hörte nicht darauf. Sie hatte sich schon wieder in den Brief vertieft.

. Und dabei habe ich nichts zu lesen, als die Bibel. Weilst Du, die große, mit den vielen Bildern. Das ist ein Glück für mich. Sonst wäre es zu langweilig. Aber wenn Papa was von der Bibel verstände, so hätte er sie mir nicht gegeben. Es sind zwei Bücher drin: Ruth und das Hohelied Salomonis! Da ist nur von Liebe die Rede. Das stärkt mich. Sonst aber bin ich verzweifelt. Denn nun wird er mich nicht betrachten wollen. Erstens habe ich ihn beleidigt, zweitens ist er Papas Liebling, und drittens kann er es auch gar nicht. Bertha hat mir gesagt, daß Mama ihr gelangt hat, daß Papa zu ihr gejagt hat, er wolle mir einen Mann suchen. Ich will aber keinen andern, als ihn. Lieber werde ich eine Stiftdame oder barmherzige Schwester. Oder noch besser, ich springe aus dem Fenster! — Wenn ich nur wenigstens Papa böse sein könnte. Ich habe es versucht, aber es geht nicht. Gott, Litte, wie unglücklich bin ich. Und dabei ist's doch so schön, wenn man einen so recht,

recht lieb hat. Aber ein Held muß es sein. Denke Dir, Bertha erzählte mir, er habe sich einen schrecklichen Satarrh geholt und liege im Bette. Bei der Hitze! Und am Ende ist's ein Typhus und er muß sterben! Dann sterbe ich auch! Ja, wenn Du wenigstens hier bei mir wärest, aber so Es grüßt Dich Deine tief unglückliche, den Tod oder Dich herbeisehnde Schwester

Ulra von Hohenbüch.“

P. S. Könntest Du nicht kommen? Wann hast Du Ferien? Gott, wie ich den Xenophon hasse! Der ist auch schuld daran.“

Wieder schüttelte Litte nachdenklich den Kopf. „Lieber liebte sie ihn, und nun hasst sie ihn? Sie muß wirklich sehr unglücklich sein!“

Auf der letzten Seite fand sie ein zweites Postscriptum.

P. S. P. S. „Eben lese ich den Brief noch einmal durch. Gott, er ist so tonlos geworden, daß Du ihn wahrscheinlich gar nicht verstehen wirst. Da fällt mir ein, daß ich Dir ja noch gar nicht geschrieben habe, wer, Er ist. Also — Er ist . . .“

Es war zu Ende. Die Tinte war völlig vertrocknet, anstehend in großer Hast. Litte erfuhr nicht, wer „Er“ war. Auch die kurze Postscript-Notiz auf der Rückseite des Couverts gab ihr keine Auskunft.

„Papa kam plötzlich. Ich mußte schnell schließen, weil Bertha Angst hatte! Kommt Du?“

Litte verank in Gedanken. Dann mit einem energischen Entschluß warf sie das Köpfchen in den Nacken und sagte, wie sie bereits morgens nach der ersten Lesung gesagt hatte, laut und vernehmlich:

„Ich komme!“

Madame de Regnault blickte auf und nickte ihr liebenswürdig lächelnd zu.

„Mademoiselle Melita von Hohenbüch!“ notierte sie im Tone höchsten Wohlwollens, „eine Kluge, weil Sie abt gesprecht unerlauben!“

Eben hatte die Thürschwelle von der nahen Kirche zwölf geschlagen, als Eddy von Lemmy aus dem Halbzimmer erwachte, in welchen sie trotz ihrer Anstrengungen, wach zu bleiben, gesunken war. Litte stand vor ihr und beugte sich über sie.

„Mach' ein bißchen Platz, Eddy!“ flüsterte sie. Eddy drückte sich mehr an die Wand und gleich darauf lagen die beiden jungen Mädchen neben einander, lautlos, ohne sich zu bewegen, mit angehaltenem Athem horchend. Doch alles blieb still. Madame de Regnault schlief fest und ihre aus den Rippen hervorragende, spitze Nase war im Lichte des auf dem kleinen Tischchen neben ihrem Bette stehenden Nachtlampchens einen ungeheuren, regellosen Schatten auf die gegenüberliegende Wand.

„Mache auf die Nase!“ raunte Litte entlich. „Wenn sie sich bewegt, so stoße mich an!“

Und Eddy schaute auf Madames Nase. Aber sie bewegte sich nicht und Litte konnte ihrer jüngeren Fremdbin ohne Unterbrechung ihren Entschluß mittheilen: das Institut noch in dieser Nacht heimlich zu verlassen.

„Ich fuhr erschrockt empor und ihre Augen verließen das Objekt ihrer Beobachtung, um sich stehend auf das Gesicht neben ihr auf dem Kopfkissen zu richten. Aber ihre Absicht, Litte das Wagnis auszureden, erlisch angeht der unerwartlichen Ruhe, die sich auf diesem Gesichte ausdrückte. „Oh, Litte!“ stammelte sie bestürzt, „wenn du durchgehst, wird dich der General nie wieder aufnehmen!“

lich für die Breitsäme zwischen Wattenjungen — diesmal sind die Kunde dieses Namens gemeint — und wie es scheint, sind nirgends Jütere zu finden, die es an Kraft und Willigkeit mit dem „Kartag“, der scharfen Hülle der Harter Gloten, aufnehmen kann. Dagegen mußte, solche also hieran und hat es zu solcher Fertigkeit gebracht, daß er kürzlich das Jubiläum des Königs der 450,000. Karte feiern konnte. Sicher würde er längst Konkurrenz in seinem anmuthigen Gewerbe erhalten haben, beäße er nicht das Monopol, das er als einziger Wollhäuter der Stadt auch in hohem Maße verdient.

Verehrung des Alters. Dem Schachmeister der meteorologischen Gesellschaft in London, Henry Berigal, gab man vor einigen Tagen auf Feier seines 92. Geburtstages ein Bescheiden. Bei dieser Gelegenheit wurden einige bemerkenswerthe Einzelheiten in Bezug auf seine Familie erzählt. Die Familie Berigal ist sehr alt und in Bezug auf Langlebigkeit sehr merkwürdig. Der Vater Henry Berigal's war 99 1/2 Jahre alt, als er starb. Er war einer von 13 Kindern; 9 davon starben bezw. im 64., 76., 77., 80., 88., 90., 94., 97. und 100. Jahre. Der Vater und die Mutter derselben starben 1824, ersterer im Alter von beinahe 90 Jahren, letztere 80 Jahre alt. Henry Berigal war das älteste von 6 Kindern; ein Bruder lebte bis zu seinem 85. Jahre und der jüngste, der jetzt 82 Jahre alt ist, nahm an dem Bankett theil.

Die feinste Stadt der Erde. London stellt man sich in der Regel als die feinste Stadt Englands vor. In Wirklichkeit steht es in dieser Beziehung weit zurück hinter dem in der Grafschaft Cumberland gelegenen Sealtwaite, welches nach den wissenschaftlichen Bestimmungen eine jährliche Regenmenge von 17 1/2 englischen Zoll aufzuweisen hat. Dieses Feuchtigkeits-Verhältnis nimmt sich aber recht gering aus, wenn man, wie die Techn. Revue berichtet, den regenreichen Ort der Erde in Betracht zieht. Es ist dies der indische Ort Ussam, dessen Regenmenge drei mal so groß ist, wie die von Sealtwaite.

Neues aus Indien. Der Bericht über die letzte Volkszählung in Bengalen zerthört viele bisher gangbare Anschauungen. So setzt er a. B., daß die Eingeborenen, weit entfernt, abgeneigt zu sein, ihre Heirathsbücher zu verlassen, beständig von den dicht besiedelten Gegenden in die weniger bevölkerten hinstromen; ferner, daß Wittwen-Gebräuchen hauptsächlich in Bihar, Oriss, Gento-Ingore und unter der niedrigeren Bevölkerungsklasse in Bengalen allgemein verbreitet, hingegen überall unbekannt sind unter den weinigen hohen Kasten und der angeseheneren Cudras des eigentlichen Bengalen. Des weitern wird die Ausbreitung des Mohamedanismus konstattirt, der sich im letzten Jahrzehnt über 9 Proz. im eigentlichen Bengalen ausgebreitet hat, während die Zunahme im Hinduismus nur ca. 3 Proz. beträgt. Dieses letzte Faktum führt man auf den Einfluß der untern Volksstämme nach einer Heftigkeit zurück, welche die A. Westinghaus als gleich behandelte. Danach zu schließen, dürfte es bei europäischen Mission nicht schwer werden, allmähig größere Fortschritte in Indien zu machen.

L'Artiste-acte „samuse!“ Nach dem Beispiel der Wiener Theatertruppe verleiht die Petersburger, privater domantlicher Aufführungen mibe, eine Ballet-Aufführung zu musikalischen Zwecken. Möglichstweise gab Wien darin nicht nur ein Beispiel, sondern auch eine direkte Anregung, denn die Hauptrolle in dem eigens für diesen Zweck verfaßten Ballet „Le triomphe de Persichore“ lag in den Händen einer in Petersburg zum Besuche weilenden österreichischen Artistin, der jungen, schönen Gräfin Wolskyhagen. Die außergewöhnliche Vorstellung in dem kleinen Nitala-Palais lockte ein zahlreiches ansehnliches Publikum an. Der österreichische Hofkapellmeister Graf Wolfenstein wohnte dem Triumph seiner lieblichen Landsmännin bei, die durch Grazie und die Plastik ihrer Bewegungen die Zuschauer zu höchstem Applaus hinriß. Die Handlung des Ballets war selbstverständlich einfach. Wagners feinen eine Hochzeit und tanzten. Der Waite verheiratet das Tansen auf offener Straße. Darob allgemeine Niedergeringelungen. Als er dunkelt, kämber aber Zerzichore von Barnab besab und retzt durch eine Perceute auch die eingeschüchterten Bauern zum Tansen, und schließlich folgen der herbeigeeilte Waite und die Gendarmen ihrem Beispiele. Der Waite ladet dann alle zu einem Balle, der mit einer Apotheose abgchließt: Zerzichore eutschnebt in ihr Güterheim. Die einzelnen Kammerer: Geygnolle, Mocco, Tarantella, Zvolleung, Rennett, Merrellouss et Inerovables, Kerntnick, Marzita wurden von der aristokratischen Mitwirkenden mit Grazie und zünbender Berde getanz. Immer neue Bewallschiden durchzuführen den Saal, und am Schluß largen die höchst angeregten Zuschauer, worunter auch Mitglieder des Kaiserhauses, auch nicht mit ihrem Besalle für die schöne österreichische Gräfin, die, umgeben von einem aus Schwestern gebildeten Regenbogen, in himmlische Höhen aufschwand. Diese höchst gelungene Wolltätigkeits-Vorstellung ergab eine Einnahme von 15,000 Rubeln. Eine oder zwei Wiederholungen sollen folgen.

Aus der Tiefe. Bescheidend für den allgemeinen

russischen Nothstand im vorigen Jahre ist eine statistische Angabe des Herrn Dr. S. v. Schulze-Gävernitz, welcher in der hiesigen „Allg. Ztg.“ ein Tagebuch aus den russischen Nothhandlegenden veröffentlicht. Im Jahre 1891 übertrat in einem Bezirk mit 170,000 Einwohnern die Zahl der Geburten die der Todesfälle um 800, im Jahre 1892 die Zahl der Todesfälle die der Geburten um 1027.

	Geburten	Todesfälle
1887	9125	6177
1888	Gute Ernte 9455	5752
1889	8975	7644
1890	Mittelernte 8769	8118
1891	8763	8043
1892	Misernte 8708	9735

Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht immer dasselbe! Aus dem Herland in Glogge's Organum Baden wird dem Freiburger Boten folgende Geschichte erzählt: In einem Schiffsgericht ist ein „M. S. von Wall“ beschiffigt, welcher, trotzdem er in Baden geboren und aufgewachsen ist, sich bemüht, im schönsten königl. preussischen Badeten-Dialekt zu sprechen. Kürzlich fand man vor diesem Schiffsgericht ein bayerisches Strome, welcher in Baden Landbesitzer verurtheilt hatte. Als der betreffende Amtsanwalt dem Strome vorhielt: weshalb er als geborener Bayer nach Baden gekommen, und weshalb er nicht dagegen gelitten sei, antwortete der Angeklagte dem Herrn Amtsanwalt: „Dös ich amol a dumms' G'schäft. Dr' Sprach noch fans a B'reug, und nach Bode komme, um Geld'z'erdienel!“ — Das Gericht verurtheilte den „Schondderigen“ Bayern wegen ungebührlichen Betragens zu einer Haftstrafe von 3 Tagen.

Von unserer Altersjahre. Lehrer: Nun, Karl, kannst du mir vielleicht die unvollstehige Bedeutung der verschiedenen Farben nennen, a. B. von grün? Karl: Die Hoffnung. Lehrer: Nicht! Und blau? Karl: Die Weisheit. Lehrer: Und roth? Ganz gut! Und noch? Karl: Die — Sozialdemokratie!

Ein Verehrer guter Musik. Amtsrichter (zwei Damen lauschend, die „a quatre mains“ spielen): Wer ist denn die hübsche Blondine dort am Klavier? Altesior: Eine Verwandte des Saules. Amtsrichter: Und ihre Mitjubilidge?

Denken Sie an mich! A.: Sie glauben also nicht, daß ein Widwidame gefährlich ist? B.: Nein! A.: Nun, wenn Ihnen einmal auf der Zang ein solches begegnet, dann — denken Sie an mich!

Wagereiflicher Zeufer. „Sont schäide meine Schwägermutter zum Geburtszuge meiner Frau immer eine schöne Gans, jetzt kommt sie alle Jahre selber!“

Vielleicht deshalb! Gastwirth: Sie glauben gar nicht, was für ein saures Brot es ist, Wirth zu sein! Gast: Sie tauchen es wahrscheinlich in Juren — Wein!

Natürlich! Offiziersbureau: Herr Doktor möchten sofort zum Herrn Lieutenant kommen; er ist beim Morgenritt vom Pferde gestürzt! Arzt: Hat er sich vielleicht einen edlen Theil verlegt? — Offiziersbureau: Bitte sehr, wir haben überhaupt nur edle Theile!

Wissenshaft. Kund. Titular. Das reich illustrierte gemordene Illustrirte Familienblatt „Der guten Stunde“ (Gertin W., Deutsches Verlagshaus Hong & Comp.) bietet in seiner jüngsten Nummer wieder eine Fülle fesseler Abbildungen. Paul Döber bezieht in dem zweiten Artikel „Gemeinpraktische und Politische“ über Bluthuren und andere Beweismittel zur Ueberführung verdächtigter Verbrecher. Es ist ein interessantes Gebot der Gerichts-wissenschaft, das wir an der Hand des trefflich orientirten Autors durchwandern; die Bedeutung der Fähr- und Sandabdrücke wie der im vergossenen Blute durch Aufdrücken der Hand entstehenden Abdrücke der Popillarlinien für die Juitz wird dem Leser vor Augen geführt. Gleichdies Silber zaubert uns dagegen der Aufsatz über Bad Riffingen vor, den Georg Buz mit floter Feder niedergeschrieben hat. Ein große Anzahl hübscher, interessanter Illustrationen zeigen die Reize des waldreichen Waldes. Andere zeitgemäße Artikel sind die Betrachtung über den „Kellner und das Trinfach“, die Orientierung für Amerikareisende in dem Aufsatz „Der erste Schritt in die neue Welt“ von Aug. J. Clevers, „Aus der Berliner Theater-Saison“, und Naturerlebnisse werden mit großem Vergnügen die Schilderung des allmähig im Waldstrome verfallenen Kuehstiebers Sees von Friedrich Lufant lesen. Die Romane „Die Wäldchen gegen sich selbst“ von Sedor von Jochelich und „Die Wäldchen des Wäldchen“ von Hermann Heiberg erwecken sich als lebensvolle Darstellungen modernen Lebens. Sehr hübsche Illustrationen enthält das Heft, so namentlich die poetische „Notize“, ein farbiges Kunstblatt, ferner „Sodamus“, „Unterem Hleider“, „Simoni“, „Waffenbänder“ u. Die Gratie-beilage, die Illustrirte Klaffers-Bibliothek, setzt die Publikation der Ublaud'schen Gedichte und Dramen fort. Der Preis des Heftes ist 40 Pf.

Alle die Redaktionen verantwortlich: Albrecht Gering in Halle.

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.



Das Fräulein von Rohndorff stieß einen kurzen, pfeifenden Ton aus.
 „Glaubst du denn, daß ich ihn je vor diese Frage stellen werde? Ich bin siebenzehn Jahre alt und halte meine Ausbildung für vollendet. Außerdem — hier lernt man ja doch nichts, als Dummheiten machen! Ich werde es selbst besser, als ihr alle, daß ich ein vorlautes, feines, ungelegenes Ding bin. Gott, die Bewirthe, die ich mir schon gemacht, und die guten Vorzüge, die ich gefaßt habe! Aber es half nichts: sobald morgens der Drill und die Anordnung von neuem begann, war alles wieder verfliegen. Ich habe eben nicht in die Schablone! Darum wird auch der General den Tag oder vielmehr die Nacht tegnen, da er mich los wurde!“

Evy von Lempe seufzte tief auf.
 „Ja, das wird er!“ sagte sie dann überzeugt. „Aber was soll ich nun anfangen? Aber wird mich in Schutz nehmen, wenn ich mal wieder einen dummen Streich . . . Ach Gott es ist ja fürchterlich!“

Sie brückte ihr Gesichtchen tief in das Kissen, um nicht laut aufzuschreien. Litta starrte ihr schweigend über das entstellte Haar und dann schickte sich, und schickte auch sie, bis ein leiser Wehlaut an Evy's Ohr drang. Das Kind saß halb erschrocken und halb erschamtem empor.

Litte weinte!

Es war etwas Unerhörtes, Niebagesenes.
 Nun presste auch sie Litta Kopf an ihre Brust und gab ihr den Liebeseideweis zurück, indem sie ihr ebenfalls das Haar strichelte. So lagen die Weiden eine lange Zeit still neben einander und weinten und weinten. Bis Evy nach einer Weile ihr Lothentuch unter dem Kopfkissen hervorholte, um Litta's Thränen mit demselben zu trocknen. Doch diese Thränen lockten ihre eigenen immer wieder hervor, und Litta nahm das Taschentuch und trocknete.

„Oh, Litta!“ flüsterete Evy endlich. „Es ist schon ganz naß und ich habe kein zweites!“
 „Es ist auch genug!“ ermannte sich Litta. „Nun gilt es handeln. Du hast doch dein Kleiderbügel offen gelassen?“

„Ja, Litta. Es war sehr schwer; beinahe hätte der Hauptmann das Holzpflöckchen gefressen! Doch was hast du mit dem Kleiderbügel vor?“

„Du weißt doch!“ entgegnete Litta; „das meinige steht unmittelbar an Madames Kopfende. Sie würde erwachen, wenn ich es öffnete. Darum müßt du mir einen von deinen Anzügen borgen!“

„Aber, Litta! Er wird dir nicht passen! Du bist ja viel größer als ich!“

„Es ist nicht zu ändern!“ erwiderte Litta entschlossen. „Und schließlich: es ist Nacht, niemand wird mich auf der Eisenbahn und nachher in der alten Hohenbüsch's Postkutsche beachten!“

„Aber . . . wenn sie es hier merken, was soll ich sagen . . .?“

„Du erkläre einfach, du habest von nichts gewußt!“

„Dann wird es heißen, du habest mir den Anzug . . .“
 „Sie stocherte verlegen.“

„Geföhlen!“ vollendete Litta ruhig. „Daß es so heißen. Es ist ohnehin ein würdiger Abgang für mich. — Doch nun, es ist Zeit, daß ich auf- und bei dir eindrehe! Du erlaubst doch?“

„Nimm ihn!“ jammerte Evy. „Aber, oh Litta, es wird nicht gut! Wie willst du aus der Haus Thür? Sie ist doch verschlossen!“

„Ich steilere durch das Küchenfenster auf den Hof, von dort in den Garten und über die Gartenmauer in die Allee. Es wird deinem Kleide allerdings schlecht bekommen, und wenn mich jemand sieht — bah, mag er denken, ich sei mondsüchtig!“

„Aber der Mond scheint ja gar nicht!“
 „Na, dann sternsüchtig, oder betrunken!“

Evy seufzte.
 „Oh Gott, oh Litta! Und das Kleidegeß?“
 „Es reicht gerade für die vierte Klasse!“

Evy fragte nichts mehr. Die vierte Klasse zeigte, daß Litta's Entschluß unerquicklich war. Und so umschlang Litta Evy's Gestalt und flüsterete ihr ins Ohr:
 „Viel wohl, Evy! Ich werde dir schreiben. Halte dich brav und mache keine Dummheiten mehr!“

„Nie mehr!“ schloßte Evy erstickt. „Wer sollte mir auch dabei helfen!“

Dann küßten sich die beiden Mädchen lange und innig, worauf Litta vorständig aus Evy's Bett stieg und zu dem Kleiderbügel hingilt, um es zu öffnen, und einen von Evy's Anzügen herauszunehmen. Dann einer plötzlichen Eingebung folgend, trat sie an Madame de Negran's Ruhestätte und betrachtete die Schläferin lange mit zusammengeengenen Augenbrauen. Und noch einmal kam der ganze große Schmerz der Trennung über sie, daß sie nicht anders konnte, sie mußte das gefüllte Wasserglas von Nachtsicht nehmen und zu Haupten der Französin auf den Betttrand hinstellen.

Leise trat sie zurück und ein melancholisches Nücheln suchte um ihre Mundwinkel. Gleich darauf karrte die Zimmerthür ein wenig; dann war eine lange, lange Stille im Zimmer, nur unterbrochen durch die regelmäßigen Athemzüge der Schläferin.

Evy konnte nicht so bald einschlafen. Sie dachte an Litta, die durch die Nacht flog, und an das Wasserglas, das wie ein Damoklesschwert über Madames Haupte schwebte. Doch die Französin lag regungslos, der Schatten ihrer Nase an der Wand bewegte sich nicht und das Wasserglas stand fest. Wenigstens so lange Evy die Augen offen zu halten vermochte.

Erst als der erste Sonnenstrahl durch die Ritzen der geschlossenen Jalousien in das Zimmer fiel, wurde die Kohorte erweckt.

Der „Herr Hauptmann“ hatte geschrien.

(Fortf. folgt.)

„Das ist wahr,“ gab der Bediente zu, sich mit der Bungenstöße über die Lippen fahrend, „aber das ist auch ein Gefäß, ein Gefäß, sage ich.“

„Stich!“ fiel das Stubenmädchen ein, das inzwischen den Hund mit Brot und Suppenreste gefüttert hatte. „Ich höre einen Wogen, die Gnädige kommt, fuch, Moll,“ und sie schreute den Hund in einen dunklen Winkel hinter den Herd, „aber daß du nicht bleibst, sonst drehe ich dir den Hals um.“ Moll verstand die Drohung, denn er froh ängstlich in den Winkel.

Gleich darauf hörte man das Kläuten der Hausthür. Der Bediente stieg die Treppe hinauf, das Thor zu öffnen, und Marie säuberte die Treppe auf dem silbernen Leuchter an, die Gnädige in ihr Zimmer zu begleiten.

Einige Augenblicke später kam die Frau Geheimrätthin die breite Treppe heraufgestiegen.

Es war eine große, stattliche Dame von vielleicht achtunddreißig bis vierzig Jahren, von blühender Gesundheit.

War es die alte Winterluft oder der feurige Burgunder, der ihre Wangen tief dunkelroth gefärbt hatte? Sie sah heute roth wie eine Klatschrose aus, wie das Stubenmädchen vorlaut und respektlos durch die beiden Küchinnen zuraunte.

„Ein Glas Runkin, Marie,“ behalt die Geheimrätthin, als sie in ihr elegant und behaglich eingerichtetes Schlafzimmer getreten war, und abgelegt hatte. „Aber recht heiß und in dem Krystallglas,“ sagte sie kurz, ohne die verhandlungslos. Das Krystallglas war ein kleiner Humpen.

Die Geheimrätthin setzte sich, nachdem sie ihren Schlafrock ausgezogen und die große Altarlampe auf dem Tisch angezündet worden, auf das Sopha und dachte über die Gespräche nach, die sie in diesem Abend geflohen hatte.

Wichtiglich fiel sie ein eigenhümliches Geräusch, dessen Ursache sie nicht erklären konnte, und zugleich glaubte sie eine sonderbare Verbindung an ihrem Fuß zu fühlen.

Die Geheimrätthin galt für eine Dame von Auffassung, die frei von aller weiblichen Furcht war. Aber bei diesem seltsamen Geräusch und bei dieser unheimlichen Berührung sprang sie erschrocken vom Sofa empor.

Man hatte sich heute Abend bei dem Bankier Schumann von Berlin'schen Bekannten. Man hatte von medizinischen Kräften, von Materialitäten, von jenen geheimnißvollen Ersehnungen gesprochen, welche selbst Korymben der Wissenschaft, wie Professor Säumer, die englischen Naturforscher Wallace, Croder, der Baron Hellenbach in Wien und der Freiherr de Preil beobachtet hatten, man hatte die Doppelgänger erwähnt, dabei den merkwürdigen Vorfall aus Goethe's Leben angezogen und mehrere merkwürdige und geheime Manner hatten gerathen erklärt, daß es falsch sei, alle diese Dinge aus der Täuschung der Sinne, oder gar durch schwindelhafte Täuschungsstücke zu erklären, daß vielmehr hier noch dunkle und unerforschte Kräfte der Natur und des Seelenlebens thätig wären, und daß es falsch von der Wissenschaft wäre, sich so störrisch ablehnend gegenüber diesen Dingen zu verhalten, statt sie zu beobachten.

Die Frau Geheimrätthin hatte aber zu denen gehört, welche sich entschieden die Eitelkeit derer Dinge und Wortstume bezweifelten. „Eine Phosphor kein Gedank“, pflegte sie zu sagen, und suchte von ihrem materialistischen Standpunkte aus diese ganzen Erscheinungen in das Reich der Sinnestäuschungen oder des Betruges und Uberglaubens zu verweisen. . . . Und nun auf einmal in später Nachtstunde dieses seltsame Geräusch, diese un-

heimliche Berührung! Doch die Geheimrätthin war, wie gesagt, eine Frau von hartem Geiste. Sie ermannete sich und warf einen spödelnden Blick unter das Sopha.

Aber sie sah nichts Merkliches. „Es war eine Täuschung,“ sagte sie halblaut, sich ihrer Furcht schämend.

In diesem Augenblicke brachte Marie den dampfenden Runkin. „Begeben die Frau Geheimrätthin noch etwas?“ fragte das Mädchen.

„Nein, du kannst zu Bett gehen,“ antwortete die Geheimrätthin an den Runkin mit Gewalt. Es war ein vorzügliches Getränk, dieser Schummerpunkt.

Allerdings ihr Arzt hob es nicht gern, wenn die Geheimrätthin oft Runkin trank. Er behauptete, das heiße, starke Getränk verurtheile ihr Blutumwallungen und räumte außerdem die Säure und den Magen. Inzwischen sie schielte vorreißlich nach dem Runkin, ihr Magen war bombastisch und was ihre Säure betraf, so waren die allerdings schon in ihren Mädchenjahren schiedt geworden durch das viele Rosinle-Gis, das sie geseffen, so daß sie seit ein paar Jahren ein kleines Gesichtlich mit vier falschen Zähnen tragen mußte.

Die Geheimrätthin nahm das Glas und sog den würzigen Trank mit großem Behagen ein. Aber als sie den Humpen wieder auf den Tisch setzte, hörte sie daselbe unheimliche Geräusch von vorn und rück wieder jene sonderbare, unerklärliche Berührung an ihrem Fuß.

Das war keine Sinnestäuschung mehr, kein Phantasiegebilde! Entsetzt sprang sie auf. In ihrem Zimmer ging in diesem Augenblicke etwas Unerklärliches, Unheimliches vor, ein fremdes, unbekanntes Wesen mußte in denselben sein.

Die Frau Geheimrätthin hatte aber zu denen gehört, welche sich nicht durch die Furcht erschrecken ließen. Doch nach einmal ermannete sie sich. Ehe sie sich vor ihren Beuten eine Blöße gab, durch eine grundlose Furcht lächerlich machte, wollte sie sich noch einmal selbst überzeugen, ob außer ihr etwas Lebendes im Zimmer war. Freilich konnte sie sich nicht erklären, welcher Natur dieses Lebendige war, das sie nicht sah, das sie nur hörte und fühlte.

Sollte es wirklich ein Wesen jener überweltlichen Welt sein, deren Zauber sie heute Abend so bestritten hatte, eines jener unsichtbaren und intelligiblen Geschöpfe, die ihr Dasein oft durch die überausgehenden Augenungen umgeben?
 Der belesenen Frau Ding Hamlet's Wort ein:

„Es giebt mehr Spiel im Himmel und auf Erden Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.“

Um sich Rath zu machen, giß sie nach dem Vunghaus und trant dasselbe mit einem Zug aus. Dann äumde sie eine Wachstochter an und leuchtete unter das Sopha.

War das Licht der Wachstochter zu matt oder waren die Augen der Geheimrätthin etwas unklar, genug, zu ihrem Entsaunen konnte sie nicht entdecken. Aber diese negative Wahrnehmung beruhigte sie nicht, sondern steigerte vielmehr ihre Furcht, denn daß sie sich nicht getäuscht über das Geräusch und die Empfindung an Fuß, darüber war sie nicht im Zweifel. Ah, die stärksten Geister haben ihre schwachen Stunden! Verstockt sich nicht der Gottesleugner David Hume, der atheistische Philosoph, aus Geipensternfurcht unter die Bettdecke?
 (Fortf. folgt.)

Zur rechten Zeit.

Eine Humoreske von Karl Wartenburg.

Es war ein bitterkalter Winterabend im Januar.
 Auf den Straßen der Stadt lag tiefer Schnee und ein eisiger Nordwind sagte und heulte um die Giebel und Schornsteine der Häuser. Es war ein Wetter, bei welchem man, wie das Sprichwort sagt, nicht gern einen Hund hinausgißt.

Aber die Sprichwörter werden oft Lügen gestraft.
 Denn der kleine schwarze halberwachsene und vor froststirrende Wachtelhund, der da in der Küche eines großen herrschaftlichen Hauses in der Schillerstraße inmitten der Diensthöfen stand, mit seinen braunen, treubravigelnden Augen einen nach dem andern bittend ansah, war trotz des Schnees und der Kälte hinausgegißt worden.

Marie, das junge blonde Stubenmädchen der Frau Geheimrätthin Götting, hatte spät abends noch einen Ausgang zu beorgen gehabt. Unterewegs war ihr der Hund zugehauert und hatte sich, obwohl das Mädchen es ihm zu weiden gelohnt, mit in das Haus verdrängt.

Nun stand er in der Küche, auf deren Herd noch ein lustiges Feuer flackete und ein Topf Wasser siedete, und bot in seiner Hummen und doch so berehenden Sprache: „Gebt mir einen Knochen oder eine Brotkrumbe und ein warmes Lager für die Nacht.“ Ach, wenn nur die Frau Geheimrätthin nicht eine solche Abneigung gegen die Hunde gehabt hätte!

Wenigen Frau Geheimrätthin, welche eine ebenso geistvolle wie geübte Frau war — wenigstens sagten das ihre Freunde —

behauptete, das sei eine Art Idiotenkrasse und ihr Hausarzt Medizinalrath Doktor Rothberg, bekräftigte es.
 „Marie“, sagte der Bediente zu dem Stubenmädchen, „schaffen Sie den Hund wieder fort, ehe die Gnädige kommt. Die Geschichte kann Ihnen das Brot kosten.“

„Aber mein Gott,“ antwortete das mittelbige Mädchen, „ich kann das arme Thier doch nicht hungern und bei der Kälte in die Nacht hinausjagen. Sehen Sie nur, wie er zittert. Da, da, armer Biedl,“ und sie wart ihm ein paar Bissen Brot hin, die der Hund gierig fraß.

Wenn Sie gegen den Aufseher, der alles der Gnädigen wieder zuträgt, nicht darüber plappern, Fritz,“ wandte sich die dickemüthige Köchin gegen den Diener, „so erlärst kein Mensch davon. Heute Nacht schläft der Hund in der Küche, morgen früh läßt ihn Marie, wenn sie das Freigebäd holt, auf die Straße. Aber, mein Gott,“ und sie wart einen Blick auf sie in der Gefehängende Schürzenwäber über, „es ist schon um Jehn und die Gnädige noch immer nicht da. Das ist ganz gegen ihre Gewohnheit.“

Wenn sie bei Bankier Schumann's ist, kommt sie immer etwas spät,“ meinte der Bediente, „der soll den besten Burgunder in der ganzen Stadt haben, und Sie wissen, Sophie, den trinkt unsere Gnädige lieber wie alles andere.“

Wenigen Schürzenwäber ausgenommen,“ schmunzelte die dicke Köchin, sich in die Brust werfend.

Bunte Zeitung.

Ein Beispiel zur Lage der weiblichen Angestellten in größeren Geschäften. Der Berliner kaufmännische Hilfsverein hat Untersuchungen angestellt, deren Ergebnisse in dieser Bunte Zeitung veröffentlicht werden. Demnach sind von 1000 weiblichen Angestellten nur 2 verheiratet, 11 verwitwet oder geschieden. Von 1000 Angestellten gehören 76 Proz. der evangelischen, 21 Proz. der jüdischen und 3 Proz. der katholischen Religion an. Bei den Eltern wohnen 17 Proz., in Pension befinden sich 17 Proz., im Hause des Geldschäsinhabers wohnt 1 Proz., in eigenen Wohnungen und möblirten Zimmern wohnen und wohnen 100 weiblichen Angestellten haben 51 Proz. höhere Mädchen Schulen besucht, 38 Proz. Gemeindev- und Bürgerkassen, 11 Proz. Privatkassen. Das durchschnittliche Gehalt beträgt monatlich in Mantelgeschäften 97 M., in Wollwaarengeschäften 79 M., in Weißwaaren- und Kurzwaarengeschäften 74 M., in Fuß- und Platten- und Schuhgeschäften 70 M., in Sandelgeschäften 65 M. Während der Verheiratet werden die Gehälter von 10 bis 50 M. monatlich. Waidarbeiterinnen und sogenannte Direktinnen werden besser bezahlt als Verkäuferinnen. Im Norden, Süden und Osten von Berlin werden niedrigere Gehälter bezahlt, als in der Friedrichstadt. Nur 21 Proz. der Conblungsgeschäftinnen beziehen mehr als 100 M. monatlich, 43 Proz. aller Angestellten haben weniger als 70 M. Gehalt. Nach den Angaben von 255 jungen Damen, welche in Pensionen, möblirten Zimmern ujn-

leben, stellte sich ihre Ausgabe für Wohnung, Essen und Trinken auf durchschnittlich 51 M. monatlich. Diese Summe ist, wenn man die Berliner Verhältnisse, zumal die immerhin theuere Wohnungsmiete, in Betracht zieht, eine sehr niedrige; sie legt Zeugnis dafür ab, wie einfach und bescheiden die Ansprüche der jungen Damen an das Leben sind. Der leidt erklärliche Argwohn, daß vielleicht „andere“ die Veranlassung zu dieser Einsicht und Bescheidenheit der Ansprüche bieten, muß insofern von jedem Kenner energisch zurückgewiesen werden.

Der Rattenfänger von — Paris. Monsieur Henri Dogoc in Paris verbannt seinen Beruf dem Erdbeine, den Preußen; denn während der Belagerung von Paris ist er sich über die Gassen fortgefahren und hat es von seinen Gefährten. In wenigen Tagen, da der Rath beherrschend, nicht dem eigenen Erbe, die Pariser Rattenfleisch mit Erer erstanden, so daß die Fleischer diese Thiere mit 3 Fr. das Stück verkaufen, erliden im Hotel de Ville ein junger Mann und erbot sich, Ratten in großen Mengen zu liefern, wenn man ihm für immer das Monopol der Rattenfang in dem gemaltigen Zentrum der Pariser Gassen zu geben wolle. Das Verwehren wurde gegeben. In wenigen Wochen erneuerte der Rath die Bestimmung der Stadt nicht weniger als 12,500 Ratten bei. Als nun aber wieder glückliche Tage für die armen Pariser hereinbrachen, schied deren Weichmuth am Fleische ihrer Rattengerbe, trotzdem es angeblich dem des Ratten zum Verwehren ähnlich ist, damit aber nicht die Verabsichtigung des Rattenfängers, der, nun sein liebgewordenes Gewerbe nicht aufgeben, andere Maßregeln für seine Existenz suchte und fand. Zu Weigen und im Norden Frankreichs begehrte man sich nam-

